
Johnson-Jahrbuch

Band 1/1994

Herausgegeben von
Ulrich Fries und Holger Helbig

Vandenhoeck & Ruprecht

Redaktion: Holger Helbig

Umschlagbild: Andreas Lemberg, Uwe Johnson I, Öl auf Leinwand

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Johnson-Jahrbuch. –

Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.

Erscheint jährl. – Aufnahme nach Bd. 1. 1994

ISSN 0945-9227

Bd. 1. 1994 –

ISBN 3-525-20900-2

© 1994, Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen. – Printed in Germany.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Satz: Competext, Heidenrod

Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen

Manfred Bierwisch

Fünfundzwanzig Jahre mit Ossian

Dr. Jürgen Grambow und Teilnehmer eines Jenaer Seminars sprachen mit Prof. Manfred Bierwisch über Uwe Johnson und seine Freunde¹

JG: Zu Ihrem 50. Geburtstag hat Uwe Johnson ein Porträt, eine Art Chronik Ihrer Beziehung zueinander geschrieben.² In dem Text heißt es, Johnson sei vor 25 Jahren – mittlerweile also vor 38 Jahren – in Leipzig Mitglied einer Gruppe von Freunden geworden, die miteinander lebten, gleichrangig und ebenbürtig. Sehr bald ist von Vertrauen und Verschwiegenheit die Rede, verständlicherweise, wenn man an die Situation 1955 denkt, die von den ostdeutschen Erben Stalins geprägt war. Offenbar gab es aber auch unabhängig davon Spaß an Geheimsprache und allerlei Rituellen.

Bierwisch: Angefangen mit den Namen, die wir füreinander hatten. Da waren James und James und Jake – der eigentlich auch James hieß, aber

1 Unabhängig voneinander sprachen Dr. Jürgen Grambow (JG), am 13.11.1990 in Berlin, und ein von Rudolf Gerstenberg (RG) und Thomas Schmidt (TS) an der Jenaer Universität veranstaltetes Seminar, am 6.12.1990 anlässlich der Verleihung der Jenaer Ehrendoktorwürde, mit Prof. Manfred Bierwisch. Die Unterstützung des Jenaer Seminars durch Dr. Grambow wurde Grundlage für die Idee, beide Gespräche zu einem zu vereinen. Den daraus hervorgegangenen, von Thomas Schmidt redaktionell bearbeiteten Text hat Manfred Bierwisch im August 1993 durchgesehen, korrigiert und ergänzt. Die weiteren Fragesteller sind Prof. Dr. Gisela Harras (GH) und Holger Helbig (HH).

2 Johnson, Uwe: Twenty five years with Jake, a.k.a. Bierwisch, in: Ders., Porträts und Erinnerungen, hg. von Eberhard Fahlke, Frankfurt am Main 1988, S. 95–108.

das ging nicht –, dann natürlich Béla, und eben Ossian. Die Namen, wie auch sonst allerlei Spielereien, waren eine Lebensform, sie hatten mit unserem Verhältnis zueinander zu tun, gewiß nicht mit Tarnung und Vorsicht. Tatsächlich ist Johnson für mich bis heute in Wahrheit Ossian. Auch James und James kann ich noch immer kaum anders anreden. Und Béla konnte bis zu seinem Tod vor zwei Jahren keiner, der ihn kannte, anders als bei seinem wahren Namen nennen.

JG: Wie ist es denn zur Bildung dieses Klubs gekommen, wie waren seine Regeln? Wie wurde man Mitglied?

Bierwisch: Der Ausdruck Klub ist eigentlich irreführend. Die Gruppe ist ohne alle Absichten entstanden, es gab da keinen Plan, nur unterschiedliche Zufälle, und eben gemeinsames Verständnis von dem, was uns wesentlich schien. Baumgärtner und Menzhausen, die beiden Jamese, hatten gemeinsam Abitur gemacht. Daß sie befreundet blieben über die Schulzeit hinaus, das war schon kein Zufall mehr, sondern ein Stück Weltverständnis. In dem spielte die große amerikanische Literatur der Gegenwart – Hemingway, Faulkner, Dos Passos, Wolfe – eine wichtige Rolle. Walter Krug, ihr Deutschlehrer in der Abiturklasse, mit dem wir in der Folgezeit alle befreundet waren, hatte ihre Neugier darauf auf ungewöhnliche Weise geweckt. Ich bin den beiden dann ganz zufällig begegnet. Ich war mit einem gemeinsamen Bekannten unterwegs, der hat die beiden begrüßt, auf dem Hauptbahnhof, und nach ein paar Sätzen sagte James, komm doch mal vorbei. So fing das an, ein reiner Zufall. Menzhausen sagte noch, bei Engewald – war es wirklich der Buchhändler Engewald? – hängt ein Franz Marc im Schaufenster, den müssen wir uns angucken. Und redete dann Bedeutsames über die Roten Pferde und den Expressionismus überhaupt. Am Tag drauf habe ich dann Baumgärtner besucht und Erstaunliches über Bruckner gehört. Und von Bruckner. James konnte damals schon alle Brucknersymphonien singen, blasen, stampfen, eben aufführen im Alleingang. Menzhausen fing dann an, Kunstgeschichte zu studieren. Da seine Mutter im KZ gewesen war, wurde er gleich nach dem Abitur zum Studium zugelassen. Das gehörte auch zum ostdeutschen Kommunismus. Baumgärtner mußte zunächst eine Ausbildung zum Schlosser machen – die Einsichten in die Sprache der Berufskollegen finden sich später in seiner Dissertation zur Leipziger Umgangssprache. Und ich mußte erst einmal ins Lungensanatorium nach Adorf. Danach fing ich an, Physik zu studieren, weil ich für Germanistik bereits zweimal abgelehnt worden war, aber nach einem Semester habe

ich mich dann umschreiben lassen können. Im musikwissenschaftlichen Seminar, in das ich unter Umgehung der Studienvorschriften ging, aber die waren damals noch nicht so rigide wie nach den verschiedenen Hochschulreformen, im Seminar vom »Kammerprofessor Wolff« bei einer Veranstaltung über Bartók traf ich dann diesen kauzigen Studenten, der im Tausch gegen die *Minima Moralia* die *Philosophie der Neuen Musik* herausrückte. Béla, das heißt, Eberhard Klemm, um das festzuhalten, bin ich wirklich durch das Losungswort »Adorno« näher gekommen. Und die beiden Jamese, die mich längst mit dem Namen Jake kenntlich gemacht hatten, haben Béla dann rasch akzeptiert. Das heißt, nein, es gab da noch ein retardierendes Moment. Ich war mit Béla und anderen Musikologen nach Berlin gefahren, im Amerikahaus haben wir da auf Vermittlung des Kammerprofessors Wolff – das war übrigens glatter Hochverrat und hätte ihn sein Lehramt und mehr kosten können – Schallplatten angehört, alle Bartók-Streichquartette, in der Maison de France haben Béla und ich auf eigene Faust französische Schallplatten, vor allem aber *Le Sacre de Printemps* angehört, und auf der Rückfahrt habe ich sechs Hefte der Zeitschrift *Der Monat*³ mitgenommen. Die Züge von und nach Berlin wurden damals unheimlich streng kontrolliert, die Kontrolleure haben mich erwischt und uns beide mitgenommen. Béla wurde dann nach zwei Tagen entlassen, und ich wurde angeklagt »wegen Gefährdung des Friedens des deutschen Volkes und der Welt«. Das war im Herbst 1952, und daß Béla so rasch wieder zu Hause war, während ich zu anderthalb Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, hat ihm zunächst einiges Mißtrauen eingetragen. Es war aber eben so, daß ich die Konterbande geschmuggelt hatte und Béla nicht. Das war den Freunden dann bald klar, und als ich nach 10 Monaten entlassen wurde – inzwischen war Stalin gestorben, die Partei hatte Fehler eingeräumt und den Aufstand am 17. Juni mit sowjetischer Hilfe überstanden –, da hatten Béla und die Jamese mittels unglaublich verrauschter Tonbandaufnahmen fast alle Mahlersymphonien aufgetan, auch Schönberg, das Streichtrio mit der auskomponierten Injektionsspritze, wie Béla erläuterte, und anderes. Béla – der Name ist übrigens wirklich von Bartók genommen – war also unentbehrlicher Bestandteil geworden. Inzwischen war Baumgärtner bei den Germanisten immatrikuliert, und das Jahr, das ich verloren hatte, hat uns in einer Seminargruppe zusammengeführt. In der tauchte dann, und das ist der letzte Zufall, ein großer, schlanker, sehr blonder und etwas

3 »Der Monat«, eine internationale Zeitschrift, hg. von Melvin J. Lasky und Hellmut Jaeserich, Frankfurt am Main 1948 bis 1971.

ungewöhnlicher Kommilitone auf. Der ist entweder Anarchist oder Dichter, befand Menzhausen nach den ersten gemeinsamen Gesprächen. Und damit war sein Signet geprägt, denn als Germanisten hatten wir uns außer mit dem *Doktor Faustus* auch mit Ossian und den Liedern alter Völker, also gerüchteweisen Dichtern, zu befassen. Ossian akzeptierte den Namen, und wir ihn. Er war ein neues, ganz anderes Temperament, das war von Anfang an offenbar. Aber wir hatten einander überzeugt, das war ebenso rasch klar. Daß er an einem Roman schrieb, war einfach seine Eigenart, auch wenn es eine ganze Weile dauerte, bis er von dem Text etwas preisgab. Zunächst war uns allerdings nicht bewußt, wie entscheidend das werden sollte, oder bereits war. Jedenfalls war es außer den Differenzen mit der Staatsmacht, die ihn von Rostock weg nach Leipzig, also zu uns, geführt hatten, vor allem das gemeinsame Interesse für die Ausprägungen der Moderne, das uns verband – und natürlich auch immer auf Abstand zur offiziellen Doktrin brachte. Es war ja die Zeit, in der Barlach und selbst Eisler als Formalisten denunziert wurden, in der Strawinsky unaufführbar war. Gewiß hat das alles zu der Vorbehaltlosigkeit beigetragen, mit der wir aufeinander vertraut haben, und damit auch zur Festigkeit dieses eigenartigen, lockeren Kreises. Aber das war keine geschlossene Gesellschaft, alle Spielregeln waren informell. Was uns zusammenhielt, war der gemeinsame Nenner, der nicht festgelegt werden brauchte. Verschiedenheiten der Interessen und der Fächer, denen wir nachgingen, waren eine gewiß wichtige, aber ganz unkalkulierte Bereicherung.

JG: Also gleiche Rechte für jeden, aber spezielle Fähigkeiten und Interessen in einem gemeinsamen Rahmen?

Bierwisch: So könnte man es wohl zusammenfassen – oder eigentlich doch nicht. Die Idee gleicher Rechte wäre uns gar nicht gekommen, es verstand sich wirklich alles von selbst. Was hilfreich schien oder Spaß machte, das haben wir gemacht. Johnson hat, als er ein Zimmer brauchte, eine Weile bei Menzhausen gewohnt, dann mehrfach bei mir. Und wir standen ja in keinem Wettbewerb, gut genug waren wir allemal. Wenn wir gemeinsame Seminare besuchten, Baumgärtner und ich haben das mehrmals getan, dann lag der Reiz darin, verschiedene Varianten auszuprobieren – mit Adornos Technik moderne Lyrik zu analysieren, oder Schiller durch die Brille von Heidegger. Aber zu spezialisiert dürfen Sie sich das auch nicht vorstellen, etwa in der Art: Béla betreibt Musik, oder Menzhausen bildende Kunst, und das ist es dann.

JG: Johnson läßt wissen, daß er erst in Leipzig Leute kennengelernt habe, die sich ganz ungeniert mit ihren Wünschen an Peter Suhrkamp wandten und ihre Situation schilderten. Offenbar hat er sich seine erste Benjamin-Ausgabe 1955 zum Umrechnungskurs eins zu fünf selbst gekauft. Da hat es mich ein wenig verwundert, daß er in dem Porträt zwar Adorno nennt – und Sie haben ihn ja eben auch mehrfach erwähnt –, von Benjamin, der seinem Brecht doch ungleich näher stand, aber kein Wort fällt.

Bierwisch: Das sind zwei Punkte ganz verschiedener Art. Zunächst die Bücherwünsche. Wir haben halt alle denkbaren Wege benutzt, um an die Sachen zu kommen, die uns interessierten. Da gab es zum Beispiel noch private Buchhandlungen und Antiquariate; Heideggers *Sein und Zeit* habe ich aus einem Nachlaß erworben; die Deutsche Bücherei war durchaus ergiebig, wenn man es richtig machte, zum Beispiel mit einer Bescheinigung von Hans Mayer; und natürlich haben wir ausgetauscht und geliehen, auch von älteren Freunden, die *Minima Moralia* etwa hatten wir von Schlips, der Lektor bei Johann Ambrosius Barth war und eine phantastische Bibliothek hatte. Aber dann wollten wir eben auch Neuerscheinungen aus dem Westen. Beim Umrechnungskurs eins zu fünf war da mit dem Stipendium nicht viel zu bewerkstelligen. Da hat Baumgärtner die Idee gehabt, einfach an Suhrkamp zu schreiben. Es ging um die *Prismen* von Adorno. Er hat um ein Remittendenexemplar gebeten und bekam umgehend ein Exemplar, dessen einziger Fehler darin bestand, daß es einen doppelten Schutzumschlag hatte – erst später haben wir begriffen, daß das damals bei Suhrkamp-Titeln normal war. Der zweite Punkt, die Frage nach Benjamin, die stellt sich so eigentlich nur aus der Retrospektive. Benjamin hat es ja bis 1955 einfach gar nicht gegeben. Ich kannte ihn zunächst nur, weil Adorno sich für das Konstruktionsprinzip der *Philosophie der Neuen Musik* auf ihn beruft. Die Beschäftigung mit Benjamin selbst kam erst später, und dann auch für jeden etwas anders und in verschiedenen Phasen. Bei Béla, der sehr von Bloch beeinflusst war, begann es früher, und auf andere Weise auch bei Ossian. Ich war damals wesentlich stärker von Sartre fasziniert. Die Herkunft von Johnsons Benjamin-Ausgabe kann ich übrigens präzisieren, weil ich an ihrer Beschaffung beteiligt war. Sie war ein Geschenk von Freunden zu Weihnachten 1956, das den Beschenkten aber erst nach dem Fest erreichte.

JG: Ich habe besonders auf Benjamin bestanden, weil Johnson sich in den *Begleitumständen* eigentlich nur auf Benjamin beruft. Er sagt dann ja auch,

daß er ihn sich erfinden mußte, weil er, als er zu schreiben anfang, die Bände noch nicht hatte, noch gar nicht kannte. Aber das kommt ja, glaube ich, der Logik eines Schreibenden sehr nahe: Hinterher legt man sich eine Erklärung zurecht.

Bierwisch: Nun ja, wie schon gesagt, Benjamin hat bis 1955 in der Öffentlichkeit praktisch nicht existiert. Er war auch für uns zunächst nur eine Art Gerücht, dessen Quellen Adorno und Bloch waren. Wie spät und zunächst schwierig die dann so eingreifende Wirkung Benjamins begonnen hat, und keineswegs nur in Leipzig, ist jetzt ja fast ein Gemeinplatz. Und übrigens glaube ich schon, daß in der Zeit der *Begleitumstände* und natürlich der *Jahrestage* Benjamin bei weitem bedeutsamer war für Johnson als in der Zeit, über die wir gerade gesprochen haben. Die *Mutmassungen* und gar *Ingrid Babendererde* sind kaum von Benjamin geprägt, auch nicht im Sinn einer Logik post festum. Für die *Mutmassungen* war die Aneignung Faulkners wirklich viel bedeutsamer. Die biographische Erinnerung Johnsons, die Sie verwundert hat, ist also durchaus korrekt.

TS: Kann ich da vielleicht eine Frage nach dem Leipziger Umfeld anschließen? Es wird oft von der ›goldenen Zeit‹ in Leipzig in den fünfziger Jahren gesprochen – mit Bloch und Krauss und Mayer. Viele Interpreten beziehen sich bei den *Mutmassungen* auf die Moderne-Rezeption, die in großen Teilen des Ostens versperrt war und für die in Leipzig Hans Mayer eine Rolle gespielt hat. Ich wollte Sie fragen, wie Sie das von heute aus sehen. War Leipzig ein Refugium? War Leipzig etwas Besonderes, auch das Studieren in Leipzig? War das auch für Johnson etwas Besonderes?

Bierwisch: Die triviale Antwort ist: ja. Schon nach den biographischen Umständen. Johnson hatte Rostock, also Mecklenburg, nach politischen Konflikten und Exmatrikulation verlassen, und dann hatte er in Leipzig unvermutete Freunde, Gleichgesinnte, war in ganz persönlicher Weise angenommen. Aber zu dem, was Sie eigentlich meinen: Natürlich ist es Koketterie, wenn Johnson Leipzig die heimliche Hauptstadt der DDR nennt, aber gänzlich unbegründet war es nicht. Gewiß war Leipzig kein Refugium, das konnte es in einem rigoros zentralistischen Staat nicht geben. Aber Unterschiede, interessante Widersprüche, die gab es schon. Und sie waren nach Berlin, der Stadt mit der damals noch offenen Grenze, in Leipzig besonders ausgeprägt, sowohl aufgrund der Tradition

wie auch der Nachkriegsentwicklung. Da gab es die Gewandhauskonzerte, die wöchentlichen Motetten des Thomanerchors, eine durchaus noch lebende bedeutende bürgerliche Kulturtradition. Natürlich war uns die wichtig. Und dann hatte Leipzig eine in vielen Fächern sehr wohl noch hochrangige Universität, die sich unter ihrem Rektor Gadamer mehrere Jahre erfolgreich gegen die Eingriffe der Partei gewehrt hatte. Das war allerdings vor unserer Studienzeit. Inzwischen war der Widerstand gebrochen. Dennoch: Deutsche Literatur der Goethezeit lehrte immer noch Hermann August Korff, ein gediegener, traditioneller Geisteswissenschaftler. Theodor Frings, bei dem ich später unter beiderseitigen Schmerzen promoviert habe, verkörperte die ungebrochene Tradition der älteren Germanistik. Und der große Ägyptologe Siegfried Morenz, von dem es hieß, daß er am 17. Juni mit den Hennigsdorfer Arbeitern marschiert war, der konnte anhand der altägyptischen Geschichte die Mechanismen der Parteidiktatur deutlich machen. Aber dann waren da die so gar nicht ins Klischee passenden Vertreter marxistischer Wissenschaft: Bloch, Hans Mayer, Werner Krauss, auch der Historiker Walter Markov. Daß sie alle später in Konflikte mit der Partei kamen, Konflikte, die uns zum Teil ganz direkt betroffen haben, das war zunächst nicht abzusehen. Vorerst waren sie die offiziellen Repräsentanten einer nicht mehr bürgerlichen Wissenschaft. Aber die zur Legende gewordenen Veranstaltungen im Hörsaal 40, die Hans Mayer in seinen Memoiren und auch Johnson in seinem Porträt *Einer meiner Lehrer* beschrieben hat, das war unstrittige Moderne. Und ebenso eigenwillig Blochs raunend und schnalzend vorgetragene Geschichte der Philosophie. Das waren prägende Eindrücke, Veranstaltungen, die man nicht durch ein Buch ersetzen kann. Übrigens waren alle diese großen Figuren, die bürgerlichen und die nichtbürgerlichen, Großordinarien alten Stils, niemand hätte sich einen Umgang mit ihnen, wie er heute üblich ist, vorstellen können. Daß der Student Johnson von Professor Mayer privat empfangen wurde, daß Béla gelegentlich bei Bloch eingeladen war, das waren unerhörte Begebenheiten. Erst spät, schon nach Abschluß des Studiums, habe ich Hans Mayer zu besuchen gewagt, wurde ich in Blochs Gesprächskreis eingeladen. Professoren waren noch wirklich bedeutend, in jeder Hinsicht. Das heißt nicht, daß sie keine persönliche Wahrnehmung ihrer Studenten gehabt hätten. Als ich zum Beispiel zur ersten Zwischenprüfung bei Professor Mayer antrat, Thema deutsche Romane des 20. Jahrhunderts oder so ähnlich, ein Jahr nachdem ich wieder immatrikuliert worden war, hat mir sein Assistent, den ich gut kannte, hinterher verraten: »Du hast Dir die Eins zwar verdient, aber sie stand schon vor der Prüfung fest,

wegen der besonderen Umstände.« Das war bedeutsamer als lockere Umgangsformen. Wir wußten damals durchaus, daß wir es mit wirklichen Persönlichkeiten zu tun hatten.

Auf der anderen Seite, und trotz aller Leipziger Besonderheiten, war Berlin noch etwas anderes. Nicht die Hauptstadt der DDR, eher schon das damals noch atemberaubende Berliner Ensemble, aber vor allem eben die offene Grenze. Die einzige Klee-Ausstellung, die ich damals gesehen habe, zum Beispiel, war in der Westberliner Akademie der Künste. Und der ganze große Teil der Moderne, der in der Öffentlichkeit der DDR nicht existierte: Aufführungen von Strawinsky, Sartre, Frisch ... In dieser Hinsicht konnte Leipzig nicht anders sein als andere Städte der DDR auch.

JG: Lassen Sie mich auf das Porträt zurückkommen, das Johnson Ihnen gewidmet hat. Er erwähnt da die beiden Sanatorienaufenthalte, die Sie absolvieren mußten.

Bierwisch: Ich war in Wahrheit dreimal im Sanatorium, zweimal in Adorf und einmal in Sommerfeld, alles in allem über zwei Jahre. Aber das erste Mal war vor unserer Bekanntschaft.

JG: Gibt er Ihre Aversion gegen Adorf richtig wieder, oder legt er etwas hinein in den Namen des Städtchens an der tschechischen Grenze?

Bierwisch: Adorf hatte mit dem Zauberberg nur die streng einzuhaltenden Liegekuren gemeinsam. Man muß sechs bis acht Stunden am Tag ruhen, das ist ein sehr eingeschränktes Leben, ziemlich frustrierend. Da habe ich mir viel Zeit mit Briefeschreiben vertrieben. Ich habe da unter anderem *Das Sein und das Nichts* von Sartre gelesen und Ossian dann allerlei von den Einsichten angedient, die ich da gewonnen zu haben meinte, obwohl die kaum seinem Denkstil entsprachen. Immerhin, es war Teil eines andauernden Disputs über die Erklärbarkeit der Welt, der in vielen Formen und Einkleidungen anhielt.

JG: In dem Porträt sagt er, Sie hätten praktisch erst durch den Kur-aufenthalt in Sommerfeld bei Berlin einen Begriff vom Norden, also von »seiner« Landschaft bekommen.

Bierwisch: Ich war da fast ein Jahr, mitten in der märkischen Landschaft, und es war ein ungewöhnlich schöner Sommer, den habe ich ihm in Briefen zu beschreiben versucht. Aber er hat mich da auch mehrfach besucht. Das war die Zeit, in der er viel zwischen Leipzig und Güstrow

pendelte, und Sommerfeld lag fünf Bahnstationen von Berlin entfernt. Wir haben einige Wochenenden mit langen Spaziergängen zugebracht. Er arbeitete damals an den *Mutmassungen*. Ich erinnere mich an einen Winterspaziergang, der See, der an das Gelände des Sanatoriums grenzte, war zugefroren, die Schneedecke lud dazu ein, Spuren zu machen, und unversehens waren wir in ein unverabredetes Spiel verwickelt: Wir schrieben Wörter in den Schnee, immer abwechselnd eins nach einem großen Bogen um das Ganze, das ein streng aleatorisches Gedicht wurde. Eine Mischung aus Ballett und dadaistischer Lyrik. Wir waren sehr zufrieden.

JG: Und dann hat er Sie mitgenommen ganz in den Norden, nach Güstrow und an die See?

Bierwisch: Das war im nächsten Sommer, also 1958, da habe ich ihn in Güstrow besucht, er hat mich ins Barlach-Haus zu Lütten Schult geführt, mit dem er auf seine Weise befreundet war, und dann bin ich unter seiner Führung zum ersten Mal an die Ostsee gefahren. Ich war bis dahin tatsächlich kaum über Berlin hinausgekommen. Johnson hatte eine große Neigung, jemandem die Welt vorzuführen. Mir hat er damals Güstrow und Rostock erklärt.

JG: Als Sie aus dem Sanatorium zurückkamen, so schreibt er in dem Porträt, wurde eine private Faust-Aufführung inszeniert.

Bierwisch: Das war eins von den vielen Spielen, die wir trieben, es steht als Beispiel für viele andere Spielereien. Wir hatten damals alle das Studium abgeschlossen, Baumgärtner und ich waren Assistenten an der Deutschen Akademie der Wissenschaften, Menzhausen war am Museum in Dresden, Béla, ohne den Leipzig nicht denkbar war, war Assistent der Musikwissenschaft an der Uni, und Ossian pendelte zwischen Leipzig und Güstrow. Er wohnte damals zum zweiten Mal bei meinen Eltern, während meines Sanatoriumsaufenthalts in meinem Zimmer. Die Gelegenheiten, bei denen alle Freunde zusammenkamen, waren seltener geworden. Wir nannten solche Zusammenkünfte nach dem damals für die Regierungstreffen der Supermächte gerade üblich gewordenen Titel ›Gipfeltreffen‹. Bei einem solchen Gipfeltreffen in Leipzig wurde also als Kulturprogramm Faust aufgeführt. Das war eine Art lebender Bilder, und Johnson hat die Aufführung vielleicht erwähnt, weil es Photos davon gibt, eben den Faustfilm. Béla war Faust, ich Mephisto, Ossian war alles mögliche, Wagner und der Dom, vor dem Faust und Gretchen sich

treffen, der Ofen, hinter dem Mephisto sitzt, und auch der erstochene Bruder. Das ging alles auf der Straße oder einem unbebauten Grundstück vor sich. Ein Nachmittagsspaß. Einen anderen Spaß dieser Art habe ich neulich aus meinem Gedächtnis gekramt, ein Rondo »An einer Pumpe zu singen«, das wir uns einmal an einem Frühlingstag zwischen den Vorlesungen ausgedacht haben.⁴

JG: Johnson sagt in dem Porträt, von Ihnen hat er etwas gelernt über die Psychologie der Sprache. Läßt sich in ganz wenigen Sätzen sagen, was er damit gemeint haben könnte; sind Sie ein Grund für seine eigenwillige Interpunktion?

Bierwisch: Nein, das gewiß nicht. Ich weiß nicht genau, was er als Einsicht für sich gewonnen hat, was er nennen würde, um die Bemerkung zu belegen. Der Anlaß, auf den sie sich wohl bezieht, liegt Jahre später. 1965 schrieb ich einen Essay für das Strukturalismus-Heft des *Kursbuchs*,⁵ das Enzensberger damals herausgab. Johnson hatte Enzensberger bei einem seiner Besuche zu mir nach Berlin-Lichtenberg mitgebracht, und wir haben uns mit unglaublicher Leichtigkeit verstanden: Ich ahnte, was er suchte für das Heft, und er verstand, was ich dazu zu sagen hatte, kaum daß ich es angedeutet hatte. Ich schrieb also diesen Artikel, und weil dies kein Fachjournal war, habe ich den Text Abschnitt für Abschnitt mit Johnson durchgesprochen. Die Geduld, die er mir wegen der nötigen Erläuterungen nachgesagt hat, gilt umgekehrt nicht weniger. Es war eine faszinierend-anstrengende Übung, der Artikel hat sehr davon profitiert. Daß er vielleicht nicht zuletzt darum dann ein Lehrtext für eine ganze Generation westdeutscher Linguistikstudenten geworden ist, ist eine andere, merkwürdige Geschichte. Kursbuch 5 war über mehrere Jahre der obligate Grundkurstext, nicht nur für Linguisten. Ich denke jedenfalls, daß es vor allem diese Art Zusammenarbeit war, etwas, worum es ihm immer wieder ging, die ihn zu dieser Bemerkung veranlaßt hat. Was das Verständnis der Sprache für sich genommen betrifft, so haben wir darüber wohl sehr verschieden gedacht, wenn auch mit vergleichbarer Faszination. Aber Johnson war immer vom Rätselhaften, Unerklärten

4 Bierwisch, Manfred: Erinnerungen Uwe Johnson betreffend, in: Über Uwe Johnson, hg. von Raimund Fellinger, Frankfurt am Main 1992, S. 286–295 und in: »Wo ich her bin ...«. Uwe Johnson in der DDR, hg. von Roland Berbig und Erdmut Wizisla, Berlin 1993, S. 80–91.

5 Bierwisch, Manfred: Strukturalismus. Ergebnisse, Methoden, Probleme, in: Kursbuch 5, 1966, S. 77–152.

fasziniert, ich vom Rationalen, von der Möglichkeit, ihr Funktionieren zu erklären. Das ist durch sehr verschiedene Stadien gegangen. Jetzt – und eigentlich schon in dem Kursbuchartikel, wenn auch noch undeutlicher – erscheint es mir im Grunde als ein naturwissenschaftliches Problem. Aber angefangen hat es eher mit dem Rationalismus Sartres, der Objektivierung von Bewußtseinsstrukturen in der Sprache. So gesehen gehört das Thema zu dem Dauerdiskurs, den wir hatten, über die Erklärbarkeit der Welt. Schon während des Studiums haben wir darüber gestritten, ob Bewußtsein an seine Inhalte gebunden ist, und grundsätzlich erkennbar, oder ob es sich dem letztlich entzieht. Natürlich sind das am Ende Fragen des Selbstverständnisses, und entsprechend heftig waren gelegentlich die Auseinandersetzungen. Johnson hat einmal darauf bestanden – er erwähnt das in dem Porträt als einen Sieg – daß wir einen Vertrag abschließen, in dem festgehalten wird, daß das Erkennbare jedenfalls nicht das Erkannte ist. Das war der ominöse Gorbatschow-Vertrag zwischen Ossian und der »Kybernetik-Gang« – das waren Baumgärtner und ich – genannt nach der Menge Gorbatschow-Wodka, die bei diesem Vertrag in der Niederstraße in Friedenau verbraucht wurde.

JG: Lassen Sie mich in diesem Zusammenhang eine Frage stellen, die insbesondere die Leipziger Zeit betrifft. Es wird gelegentlich gesagt, daß vor allem die Frühschriften von Marx in dieser Zeit einen starken Einfluß auf Johnson hatten. War das damals ein Thema für Sie?

Bierwisch: Wenn es einen solchen Einfluß gegeben hat, dann war er auf eine Weise indirekt, die mit dieser Annahme nicht gemeint sein kann. Sie wissen ja, daß Johnson sich zunächst als FDJ-Funktionär die neue, und das war vor allem die antifaschistische Lehre ganz ernst zu eigen gemacht hat. Das war eine ganz ursprüngliche Antwort auf das Trauma des Nationalsozialismus. Die Konflikte, in die er dann kam, die Auseinandersetzung um die Junge Gemeinde, die Exmatrikulation, haben dieses Motiv ja nicht aufgehoben. Und zunächst auch nicht seine Einkleidung in die herrschende marxistische Form. Ich erinnere mich an eins unserer ersten Gespräche, in dem ich über die Kritische Theorie geredet habe, oder das, was wir damals davon verstanden zu haben meinten. Ich weiß längst, daß das ziemlich weit weg von der Frankfurter Schule war, von der wir ja noch wenig wußten, und daß es vor allem hieß: Was die uns hier als Marxismus verkaufen, ist längst abgetan. Aber Johnson entnahm daraus zögernd: Man kann den Marxismus auch ganz anders verstehen? Natürlich bilden sich Weltsichten nicht in *einem* Gespräch, schon gar nicht

bei jemand wie Johnson. Aber die Idee mit dem jungen Marx geht einigermaßen an den Realitäten vorbei. Das ist wieder eine Logik *ex post*, hier nicht vom Autor, sondern den Interpretatoren. Marx, das waren zunächst einmal die offiziellen Angebote und Ausgaben. Da gab es keinen »frühen« und »späten« Marx. Aber für uns waren alle Relativierungen interessant. Außer Adorno war das vor allem Brecht. Und außerdem: Die Frühschriften von Marx gab es zunächst gar nicht. Zuerst gab es nur einen Band im Kröner-Verlag, also nicht in der DDR. Die berühmten blauen Bände der Marx-Engels Werke waren ja eine Sache eigentlich erst der sechziger Jahre.

JG: Die *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie* sind ja, glaube ich, sogar als letztes erschienen. Marx war also in gewissem Sinn als schwer zugänglich anzusehen, oder?

Bierwisch: Von heute aus muß man das wohl so sagen, obwohl mir das damals so nicht bewußt war. Die Ausgaben der »Klassiker« mit Marx, Engels, Lenin und Stalin auf dem Einband überfluteten uns ja überall. Aber authentisches Marx-Studium war da gar nicht gemeint.

JG: Als Johnson nach dem Studium ohne feste Anstellung dann noch drei Jahre in der DDR überstanden hat, da entstanden diese frühen Übersetzungen, der *Israel Potter* und das *Nibelungenlied*. Das ist ja dann unter Ihrem Namen gelaufen ...

HH: Ist jene Stelle korrekt, an der Johnson in den *Begleitumständen* schreibt, daß ein anderer die Arbeit weitergegeben hätte und den Lohn dafür?

Bierwisch: Sie fragen, ob die Auskunft in den *Begleitumständen* korrekt ist, und ich war versucht, zu sagen, solche Sachen sind bei ihm allemal korrekt. Ihre Frage bringt mich darauf, daß man das wohl vorsichtiger sagen muß. Die *Begleitumstände* enthalten zu viele, zu schwierige, zu deutlich an seine Sicht gebundene Feststellungen, als daß man sie umstandslos als neutrale, objektive Befunde nehmen dürfte. Die *Begleitumstände* sind ein Bekenntnisbuch über die Umstände einer Produktion, nicht ein Protokoll. Nach dieser Anmerkung, die ich hier nicht weiter begründen kann, will ich aber sagen, die Stelle, nach der Sie fragen, ist korrekt, und vielleicht sollte ich das kurz erzählen, weil es eigentlich schon eine kleine in sich geschlossene Geschichte ist, die so in den *Begleitumständen* nicht vorkommen konnte. Ich habe kurz vor Abschluß

des Studiums mit dem Reclam-Verlag in Leipzig einen Vertrag über das *Nibelungenlied* gemacht, weil ich damals nicht absah, was ich nach dem Studium für Arbeitsmöglichkeiten haben würde. Zwei Anläufe, die ich unternommen hatte, hatten sich zerschlagen. Der Verlag wollte eine neuhochdeutsche Prosafassung herausbringen, und ich dachte, so viel Mittelhochdeutsch muß ich am Ende eines Germanistikstudiums können, daß ich so etwas machen kann und habe den Vertrag unterschrieben. Dann konnte ich aber unmittelbar nach Studienabschluß an der Akademie anfangen, in der Arbeitsgruppe, in der ich im Grunde, von den Verwerfungen in der Akademie einmal abgesehen, bis zum Ende der Akademie gearbeitet habe. So war mir der Übersetzungsauftrag unversehens eine Belastung, denn ich konnte und sollte nun eine Dissertation schreiben. Andererseits konnte Johnson nach dem Studium keine Stelle finden, schon gar nicht in dem sensiblen Bereich, der ihn interessierte. Er schlug sich also mit verschiedenen Honorararbeiten durch, mit Verlagsgutachten und der von Ihnen erwähnten Melville-Übersetzung. Wir fanden also, daß wir beide einen Schritt weiterkommen, wenn wir die Nibelungenübersetzung gemeinsam machen. Ich habe mit dem Verlag darüber gesprochen, die waren einverstanden, nur wollten sie den Vertrag nicht ändern; aber das war uns gleichgültig. Die Arbeit ging dann so vor sich, daß Johnson einen Übersetzungsentwurf machte, den ich anschließend durchgearbeitet habe, weil ich gewissermaßen als philologisch verantwortlich galt – ich hatte ältere Germanistik belegt, Johnson nicht. Anschließend haben wir aus den Übersetzungsvarianten gemeinsam die Endfassung hergestellt. Unser Anteil läßt sich wirklich nicht auseinanderfitzen. Rein quantitativ hat er wohl zwei Drittel der Arbeit gemacht, aber das ist ein zu schematischer Gesichtspunkt.

Das Nibelungenlied ist ja ein oft aufgeschwemmtes, im Schlußteil recht blutrünstiges Gedicht, darüber haben wir uns gelegentlich in Kommentaren mokiert. Nach dem großen Gemetzel am Schluß, in dem Hagen von Dietrich von Bern besiegt wird, läßt Johnson Hagens Rede mit dem Satz enden: »Ich bin immerhin von einem Mercedes 600 überfahren worden«. Das haben wir aus Spaß so stehen lassen. Die Lektorin war beleidigt.

JG: Sie hat das als Falle empfunden?

Bierwisch: Es war gar nicht so gemeint. Wir hatten ja noch Korrektur zu lesen. Wie auch immer. Als der Band schließlich erscheinen sollte, waren inzwischen die *Mutmassungen* erschienen, das Ergebnis der eigentlichen

Arbeit Johnsons, und er war nach Westberlin »umgezogen«, wie er immer betont hat. Natürlich war er damit für den Reclam-Verlag nach den damaligen Verhältnissen zur Unperson geworden. Die Frage war nun, ob das Buch eingestampft wird oder mit falschen Angaben erscheint. Da habe ich dann einen Kompromiß ausgehandelt, der das Äußerste war, was der Verlag riskieren zu können meinte. Ein Übersetzer wurde gar nicht genannt. Johnson hatte sich aber ausbedungen, ein Nachwort zu schreiben. Das hätte er zeichnen sollen, zusätzlich zur Angabe der Übersetzer. Es war aber allen klar, daß das nun nicht ging, und da ein Nachwort nicht ohne Verfasser erscheinen kann, haben wir verabredet, daß es mit meinem Namen gezeichnet wird. Und so ist es dann etwa 25 Jahre geblieben.

JG: In der 8. Auflage steht sein Name drin, endlich.

Bierwisch: Ja, das war die Zeit, in der der Bann allmählich gebrochen war. Er hat es nicht mehr erlebt.

TS: War das eine Konzession? Denn der Verlag war ja nicht konsequent. Es heißt jetzt – ich habe hier die zehnte Auflage von 1989 – »Hochdeutsche Prosafassung von Manfred Bierwisch und Uwe Johnson«, aber »Nachwort von Manfred Bierwisch«.

Bierwisch: Der Verlag hat sich dazu vor der Wende entschlossen, und Sie wissen, daß es da zwar gewisse, aber doch enge Spielräume gab, und den Verlag der Lüge über acht Auflagen zu überführen, das war ihm kaum zuzumuten. Ich wurde übrigens gar nicht gefragt, und mit Johnson war es ohnehin nicht mehr zu besprechen. Aber die Art, in der es anfänglich gelaufen ist, die war gemeinsam verabredet. Es war auch Johnson lieber, daß das Buch ohne seinen Namen als daß es gar nicht erschien. Das weitere hätte ich zu verantworten.

JG: Wir sind in der Zeit etwas hin und hergesprungen – könnten Sie die Chronologie Ihrer Verbindung einmal in etwa nachzeichnen? Johnson sagt: Bis 1961, das waren zwei sehr schöne Jahre, weil er in Westberlin und Sie im Ostteil der Stadt lebten, und er meinte, das müsse so weitergehen. Dann kam der Mauerbau. Welcher Zeitraum verging, bis Sie ihn wiedersahen?

Bierwisch: Die zwei Jahre zwischen seinem Umzug und dem Mauerbau, die schlossen ganz intensiv auch Baumgärtner ein. Ich sagte schon, wir

arbeiteten damals beide an der Akademie der Wissenschaften, er an der Goethe-Ausgabe, ich in der Grammatik. Und wir haben Johnson regelmäßig in seiner Atelierwohnung in Friedenau besucht, abwechselnd oder gemeinsam. Das war übrigens keineswegs immer ganz friedlich, der Gorbatschow-Vertrag sollte wirklichen Streit schlichten. Aber es war eine wunderbare, eine faszinierende Zeit. Daß die Zeit enden würde, haben wir nicht wahrhaben wollen, aber doch befürchtet, die Zeichen waren ja deutlich genug, zumal in Berlin. Und wie so viele – vielleicht die meisten – in dieser Zeit haben wir uns natürlich auch die Frage gestellt: Gehen oder bleiben? Johnson hat meine Entscheidung zu bleiben als Loyalität interpretiert – die Staatsmacht war über meine Loyalität anderer Meinung, das bekam ich nachdrücklich zu spüren – aber ein wesentlicher Grund war, daß ich eine wirklich interessante Arbeitsmöglichkeit hatte. Die Gruppe, in der ich arbeitete, war zu der Zeit ziemlich einzigartig in Deutschland, übrigens mehr als ich damals wußte. Mit dem 13. August sah dann alles anders aus, in Berlin war Belagerungszustand, so empfanden wir das. Baumgärtners sind noch 1961, in der bedrückendsten Phase, auf äußerst riskante Art mit falschen Pässen ausgereist. Westberliner Bekannte haben dieses gefährliche Unterfangen mit hohem eigenen Risiko ermöglicht. Natürlich haben wir das gemeinsam besprochen; daß ich nicht mitgegangen bin, hatte mehrere Gründe. Ich hatte, wie gesagt, ein interessantes Arbeitsfeld, eine Gruppe, in der ich eigentlich gern war, dann hatte ich meine Eltern in Leipzig, die ich sobald nicht wiedersehen würde, vor allem aber holte mich das Erlebnis meiner ersten Verhaftung ein. Der Gang durch die Grenzkontrollen war ja ein Sprung ohne Netz. Ich wollte nicht noch einmal in den Knast. Nach Baumgärtners Flucht kam ich mir dann sehr verwaist vor. Wir waren, und sind es noch, auf eine ziemlich ungewöhnliche Weise aufeinander eingestimmt. Nicht nur, weil wir damals täglich zusammen waren. Baumgärtner hat drei Jahre später die erste Professur für moderne Linguistik in der Bundesrepublik übernommen, an der Universität Stuttgart.

Die Umstände, die Atmosphäre nach dem Mauerbau, die besetzte Innenstadt sind eine ziemlich schlimme Erinnerung für die, die betroffen waren. Die Helfer, die Baumgärtners Flucht ermöglicht haben, sind uns in der folgenden Zeit enge gemeinsame Freunde geworden, wir haben uns oft gesehen. Vieles von ihren Erfahrungen ist in die Erzählung *Eine Kniepe geht verloren* und in die *Zwei Ansichten* eingegangen.

Die Passierschein-Verhandlungen brachten dann erste, verkrampte Schritte zur neuen Normalität, das ist heute in seiner Absurdität kaum

mehr zu verstehen. Westberliner waren zuerst ausgeschlossen, also legten sich Scharen von Westberlinern Scheinwohnsitze in Westdeutschland zu. Auch Johnson. 1965 konnte er mich das erste Mal besuchen in Lichtenberg. Das ging eine Weile gut, dann wurde ihm, wie immer bei solchen Maßnahmen, ohne Begründung, die Einreise wieder verweigert. Wieder waren wir auf Briefe angewiesen. Dann hat, auf Vermittlung des Suhrkamp-Verlages, Helene Weigel eine Sondererlaubnis erwirkt. Johnson hatte die Edition des *Me Ti* von Brecht übernommen und mußte also im Brecht-Archiv arbeiten. Einer der Gründe für diese Arbeit war tatsächlich die damit verbundene Genehmigung zum Betreten der DDR. Übrigens hatten wir uns noch vor seinem ersten Besuch einmal in Leipzig gesehen, Johnson war da als Messegast eingereist – dafür bestanden ja zu jeder Zeit Ausnahmeregelungen. Nun also konnte wieder ein Gipfeltreffen stattfinden, Béla und James kamen nach Berlin, nur Baumgärtner durfte den Versuch nicht wagen.

HH: Johnson beschreibt in dem Jake-Text den ersten Abend des Wiedersehens, das Vergewissern nach Jahren, die dazwischen lagen, ziemlich genau. Ich vermute, daß dieses Vergewissern für ihn ziemlich wichtig war und möchte darum fragen, wie der Abend in Ihrer Erinnerung erhalten ist? Oder vielleicht ist er gar nicht erhalten, dann erübrigt sich die Frage.

Bierwisch: Anlässe zur Vergewisserung, zu dieser Mischung aus Erwartung von Bestätigung und Veränderung, die gibt es ja immer wieder. Ich bin nicht so sicher, ob dabei dieselben Gelegenheiten in Erinnerung sind oder im Vordergrund stehen. Natürlich war der Mauerbau ein Einschnitt besonderer Art, der mehr verändert hat als andere Zwischenzeiten. Wir waren nun wirklich in getrennten Welten. Übrigens war Johnson im Sommer 1961 in New York. Das erste, was wir damals voneinander gehört haben, war ein Telephonat ein oder zwei Tage nach dem Mauerbau. Es war ihm erstaunlicherweise gelungen, zu Baumgärtner durchzukommen – ich hatte damals kein Telephon –; Johnson rief also aus Amerika an und sagte: »Ich höre, bei Euch herrscht Terror.« Auf so etwas mußte man bei ihm gefaßt sein. Und dazu gehört auch, daß er immer überzeugt schien, daß alles überwacht wird. Auch er selber. Er war immer der Meinung, daß die Geheimpolizei alles kontrolliert, aber zugleich bestand er darauf, sich so zu verhalten, als wäre das nicht so. Auf diese Weise habe ich später fast schizophrene Telephonate mit ihm geführt. Übrigens hatte er in einer Weise recht, die wir damals nicht

ahnten. Eine ganze Reihe der Gespräche, die wir bei seinen Besuchen geführt haben, sind, wie ich inzwischen weiß, von der Staatssicherheit abgehört und protokolliert worden. In meiner Wohnung war über mehrere Jahre »operative Technik« installiert. Das gehörte zum operativen Vorgang »Forum« und hing mit meiner Verbindung zu Havemann, Biermann und Bunge zusammen. Aber das ist eine andere Geschichte, die ich jetzt nicht erzählen wollte. Jedenfalls gibt es, gab es damals schon, die Dossiers, die wir nicht vermutet haben, auch er nicht, wie die Texte erkennen lassen. Aber zurück zu den Wiederbegegnungen, den Verge-
wisserungen. Ich finde die Beschreibung schön und zutreffend, mir ist in diesem Sinn besonders das Wiedersehen in Leipzig in Erinnerung, wo wir uns aus Anlaß der Messe bei Béla getroffen und buchstäblich in den Armen gelegen haben. Wir hatten, sozusagen, überlebt. Sein erster Besuch in Lichtenberg war dann schon fast das Anknüpfen an die Begegnungen der zwei schönen Berliner Jahre und der Beginn einer ziemlich langen, wenn auch, wie schon gesagt, nicht ungestörten Folge von Besuchen.

TS: Was hat es mit den von ihm selber angedeuteten illegalen oder mit falschen Papieren vorgenommenen Grenzübertritten 1965 auf sich?

Bierwisch: Es war einfach die Folge der absurden Passierscheinregelungen, die ich schon erwähnt habe. Johnson hat damals, wie viele andere Westberliner auch, seinen Wohnsitz zum Schein nach Westdeutschland verlegt und auf Befragen an der Grenze angegeben, er habe sich von seiner Frau getrennt. Das waren, buchstäblich genommen, illegale Einreisen, alle wußten das, niemand, auch nicht die Grenzorgane, hat die Erklärungen geglaubt, aber die DDR-Behörden hatten ihr Diktat durchgesetzt. Meine Schwester, die seit 1951 in Westberlin lebt, hat es übrigens genauso gemacht. Es war eine merkwürdig deformierte Form von Normalität. Die Regeln wurden ja auch immer wieder verändert, es gab ungeschriebene, aber jedem bewußte Amnestiezeiten für Republikflucht, so daß später sogar nach dem Mauerbau Weggegangene wieder nach Ostberlin kommen konnten.

Die lange Reihe von Begegnungen, die wir dann hatten, bis zu seinem Umzug nach Sheerness, unter den zwar reglementierten, aber eben doch bestehenden Möglichkeiten, sind in meiner Erinnerung beinahe eine Fortsetzung der ersten Berliner Jahre, nur haben wir uns nun aus politischen Gründen ausschließlich im Ostteil der Stadt gesehen, so wie vorher ausschließlich im Westteil. Er brachte dann gelegentlich neue

Freunde mit. Schon früh, wie gesagt, war Enzensberger da, dann oft auch ohne Johnson, Ingeborg Bachmann kam mit, mit Max Frisch haben wir eine große Wanderung am Müggelsee gemacht, und dann immer die Polizeistunde: 24 Uhr mußte die Grenze passiert sein.

Es gab auch immer wieder Anlaß zu neuen Vergewisserungen. In den zwei Jahren, in denen er in New York war, haben wir uns natürlich nicht gesehen. Ich hatte in dieser Zeit meine Frau kennengelernt, die voller Erwartung auf Johnson war, und er mußte sich auf eine neue Person im Freundeskreis einstellen. Man mußte da immer auf ganz unerwartete Vorgänge gefaßt sein: Johnson war von schwer vorhersehbarer Eigenwilligkeit.

JG: Wie verhielt es sich eigentlich über die Jahre mit der Freundschaft des Leipziger Kreises insgesamt? Johnson schreibt ja irgendwo auch, es sei ein großes Glück, wenn man sich aufeinander verlassen kann, wenn man sich Menschen mitteilt, die einen verstehen. Meistens machen wir die Erfahrung, daß Beziehungen irgendwann zerbrechen, wenn die Ehepartner nicht dazu passen oder ein Charakterzug hervortritt, den man so vorher nicht wahrgenommen hat. Hat er nach wie vor Kontakte zu allen drei in der DDR gebliebenen Freunden unterhalten, standen die miteinander in Verbindung, suchte er sie einzeln auf?

Bierwisch: Die Freundschaft, die da in Leipzig gewachsen war, gehörte natürlich zunächst einmal zu den Erfahrungen, die junge Menschen miteinander machen. In dieser Zeit prägen sich Haltungen und Grundauffassungen aus, das ist später kaum wiederholbar. Zu diesem wichtigen Grundmuster kamen sicher die Wirkungen der politischen Umstände hinzu, ich habe das anzudeuten versucht. Und dann waren es eben die besonderen Individualitäten, die Bedeutung, die wir unserem Verhältnis zueinander gegeben haben. Das alles macht die Dauerhaftigkeit der Beziehungen aus. Béla hat, noch während des Studiums, einmal unter ziemlich viel Alkohol den exemplarischen Satz geprägt (Béla war immer gut für bedeutende Sprüche): »Was wäre, wenn wir uns nicht hätten!« Der Satz kam dann immer mal wieder vor, und ich bin sicher, daß dieser Hintergrund viel dazu beigetragen hat, daß ich diesen verunglückten, verdorbenen Sozialismus ziemlich unbeschädigt überstanden habe. Natürlich sind die Begegnungen im Laufe der Zeit seltener geworden, nicht nur wegen der innerdeutschen Grenze, auch aus ganz natürlichen Gründen: Die räumliche Trennung, berufliche Verpflichtungen, neue Bezugfelder. Aber in Kontakt geblieben sind wir immer, mehr oder

weniger häufig, nach Gelegenheit und Temperament. Béla habe ich öfter gesehen, in Berlin und Leipzig. Baumgärtners allerdings habe ich erst nach fünfzehn Jahren wiedergesehen, in Budapest. Ungarn war damals sozusagen neutraler Boden. Das war eins der großen Feste des Lebens. Sie kannten bis dahin ja nicht einmal meine Frau.

Johnson ist einigemale in Leipzig gewesen, auch nach dem erwähnten Messebesuch, aber meist haben wir uns in Berlin getroffen. Ich sagte schon, daß es sogar einige ›Gipfeltreffen‹ gab: Béla und Menzhausen kamen, um Ossian zu sehen.

Ich sollte hier auch sagen, daß das keine Schönwetterfreundschaft war. Es gab Konflikte und Zerwürfnisse verschiedener Art. Johnson war ein unbedingter, aber auch ein schwieriger Freund, und die Alkoholprobleme, die er zunehmend hatte, konnten das an die Grenze des Verkräftbaren steigern. Ich will dazu nichts weiter sagen, aber es gehörte auch dazu.

JG: Eine Frage von vielleicht marginaler Bedeutung: In dem Porträt folgt auf die Insider-Anspielung auf Ezra Pounds Wäscheliste das Stichwort Kunersdorf/Kunovice. Muß man dem Stichwort Bedeutung beimessen?

Bierwisch: Das ist eine Anekdote mit einem für mich allerdings bedeutsamen Hintergrund. Der sozialistische Normalzustand war, daß ein DDR-Bürger nicht in den Westen, aber doch, mit einem entsprechenden Erlaubnisschein, in die sozialistischen Länder reisen durften. 1968 wurde mir diese Erlaubnis plötzlich verwehrt, und es gehörte zur gesetzlichen Regelung, daß dafür keine Gründe angegeben werden mußten. Für vier Jahre war ich dann von allen Auslandsreisen ausgeschlossen, eine ziemlich frustrierende Situation, ich wußte ja nicht einmal, wofür ich diesmal bestraft wurde. Im Winter 1972/73 wurden dann die Visa oder Passierscheine für Polen, später auch für die ČSSR abgeschafft. Da wollte ich wissen, ob das auch für mich galt. Ich bin also zum Bahnhof gegangen und habe gefragt, was die erste Station hinter Frankfurt/Oder ist. Ich habe eine Fahrkarte genau dorthin verlangt und bin mit meinem Freund Ewald Lang nach Kunovice gefahren, und das ging. Wir haben auf dem Bahnhof eine Zigarette geraucht und einen Kaffee getrunken und sind mit dem nächsten Zug zurückgefahren. Johnson aber hatte mich wieder einmal erwischt: Ich hatte meinen kleinen Triumph in Kunovice gehabt, ohne zu wissen, daß dies der Ort der Schlacht von Kunersdorf war. Ich wollte nur die Grenze überqueren, das war alles.

JG: Also war nicht nur er einer, der es immer ganz genau wissen wollte, sondern Sie offenbar auch.

Bierwisch: Das läßt sich in diesem Fall kaum vergleichen. Was ich genau wissen wollte, war, ob ich reisen durfte. Johnsons Motive für die Art von Genauigkeit, auf die Sie anspielen, waren sehr anderer Art. Genau das besagt die Kunersdorf/Kunovice-Episode. Es war nicht die einzige dieser Art. Johnson hat sich über solche Dinge gern mokiert. Wir hatten dafür ein Stichwort, das hieß Bhagavadġtā, aber das will ich jetzt nicht erklären.

HH: Weil gerade die Insider-Anspielung auf Ezra Pound erwähnt wurde: Im *Wasserzeichen der Poesie* ist von Ihnen eine Syntax-Analyse eines Ezra-Pound-Gedichtes abgedruckt.⁶ Von wem stammt die Idee, ausgerechnet diesen Text in das *Wasserzeichen* aufzunehmen?

Bierwisch: Die stammt vom Herausgeber des Bandes.

HH: Das ist also sozusagen ein Anhang zu dem früheren Kontakt zu Enzensberger?

Bierwisch: Anhang ist nicht der richtige Ausdruck für unser Verhältnis. Ich bekam eines Tages einen Brief, der deutete das Vorhaben an, und fragte, ob man da auch eine Syntax-Analyse aufnehmen könnte. Enzensberger kannte ziemlich gut, was ich linguistisch trieb. Ich entwarf also einige Strukturdiagramme und schrieb ein paar Erläuterungen dazu. »Großartig«, schrieb Magnus, »genau das hatte ich mir vorgestellt.« Besonders gefiel uns, daß bei der Syntax-Analyse die Ambiguität des Textes ganz klar zum Vorschein kommt.

HH: Dürfen wir noch nach der von Johnson erwähnten Geschichte mit der Canterbury-Cathedral fragen?

Bierwisch: Das ist auch eine Bhagavadġtā-Geschichte. Ich war 1980 zu einer Vortragsrundreise im Vereinigten Königreich – inzwischen war ich reismündig geworden –, und es ließ sich einrichten, zwei oder drei Tage für einen Besuch in Sheerness abzuweichen. Außerdem war Johnson

6 In: *Das Wasserzeichen der Poesie oder Die Kunst und das Vergnügen*, Gedichte zu lesen. In Hundertvierundsechzig Spielarten vorgestellt von Andreas Thalmayr, Berlin 1987, S. 320f.

auch nach London gekommen. Das war die Zeit, als er an den *Begleitumständen* schrieb und überhaupt diese schlimme Phase seiner Biographie zu verarbeiten versuchte. Wir haben eine ausgedehnte Fahrt durch die Grafschaft Kent gemacht, und auf der Route lag auch die Kathedrale von Canterbury. Das ist britische Gotik, eine Art Doppelbau, die Mittelachse hat einen merkwürdigen Knick. Ich habe mit Hilfe meiner kunsthistorischen Erinnerungen aus dem Studium Spekulationen über die Entstehung dieser Unregelmäßigkeiten angestellt und gemeint, irgendwie müssen da zwei Teile zusammengefügt worden sein. Hinterher haben wir den Führer gelesen, und die Hälfte meiner Spekulationen war glatt falsch. Einiges stimmte schon, die Vermutungen über Baugeschichte und Resultat waren nicht ganz abwegig, aber wie immer in solchen Fällen hat er sich amüsiert über vermeintliches Fachwissen, das genauerem Hinsehen nicht standhält.

JG: Lassen Sie mich in der Zeit noch einmal zurückspringen und nach den Umständen seines ›Umzugs‹ nach Westberlin fragen, den wir ganz übergangen haben. Er schreibt in den *Begleitumständen*, daß ihn Freunde dazu gedrängt hätten.

Bierwisch: Das war so, wie er es beschreibt. Er hatte uns das Buch während der Entstehung vorgelesen, wir wußten, daß es bei Suhrkamp erscheinen sollte, und er hatte sich in den Kopf gesetzt, in der DDR zu bleiben. Er hatte bereits ein Pseudonym für die Veröffentlichung festgelegt.

JG: Ich habe in Sulzbach-Rosenberg in Höllerers Archiv gesehen, daß ein Schriftsteller Joachim Catt den *Akzenten* zum Vorabdruck empfohlen wird.

Bierwisch: Der Name, der dann dem Schriftsteller Joe Hinterhand mitgegeben wird. Aber das ist bekannt. Wir hatten also ein Problem, das uns alle ganz unmittelbar betraf. Es gab dann ein Gipfeltreffen, bei dem wir besorgt und dringlich die denkbaren Konsequenzen besprochen haben. »Wenn die Staatssicherheit nur annähernd so ist, wie du sie beschreibst, dann kannst du nicht hierbleiben«, diese Überlegung hatte ihn überzeugt, er hat seinem Text auch hier vertraut. Die Entscheidung war schwer, aber der Umzug selbst war wirklich undramatisch, eine S-Bahn-Fahrt in eine Wohnung in Dahlem. Und es konnte ja noch dies und jenes hinterher gebracht werden. Als wir merkten, daß die Veröf-

fentlichung in der DDR nicht den Skandal auslöste, den wir befürchteten, haben wir aufgehört, unsere Besuche bei ihm sorgfältig abzuschirmen. Wir haben Bücher mitgenommen, ich habe dann sogar einen Abguß der Barlach-Skulptur *Die Ruhenden*, den er einmal in Leipzig hatte kaufen können, in eine Decke gewickelt und mit der S-Bahn nach Westberlin gebracht, allerdings mit etwas flauem Gefühl, denn die Erklärung, daß ich Westberlin nur durchqueren und eigentlich nach Potsdam will, wäre der Grenzpolizei nicht sehr glaubhaft erschienen. Aber der Böttcher-Guß war ihm wichtig, und da mußte das halt sein. Das gehört auch zu den zwei glücklichen Berliner Jahren.

HH: Sie haben zu Beginn die Spitznamen der Leipziger Zeit schon eingeführt. Sie unterschrieben damals Ihre Briefe gelegentlich als »Jakopp«. Nun trägt aber Johnsons zweiter Roman gerade diesen Namen im Titel.

Bierwisch: Diese Namen hatten ihr streng unlogisches Eigenleben. Béla war ja auf Schönberg zum Beispiel viel mehr fixiert als auf Bartók, aber Arnold hätte er nicht heißen können. Der Jakob der *Mutmassungen* hat mit meinem Namen wirklich nichts zu tun. Natürlich sind alle Personen Johnsons aus persönlichen Erfahrungen und verschiedenen Ingredienzien zusammengesetzt, wie bei jedem ernstzunehmenden Autor. Manches davon kann ich lokalisieren. Und sofern man solche Züge an Jakob ausmachen kann, haben sie für mich eher Eigenschaften eines Selbstporträts, wie auch schon Dietrich Erichson in *Ingrid Babendererde*. Mit mir jedenfalls hat Jakob nichts zu tun, außer eben dieser Namens-Äquivokation. Wenn schon, dann habe ich gewisse Züge von Jonas zu verantworten, aber auch nur gewisse Züge. Wir hatten zum Beispiel eine Verabredung, die ich dann aus verschiedenen Gründen nicht einlösen konnte. Er stellte sich vor, daß dieser Essay, den er dem Jonas zugeschrieben hat, in dem Buch zitiert werden sollte. Er wollte gewissermaßen ein Modell, das in den Text hineinmontiert werden könnte. Das war für ihn auch so ein Moment von Zusammenarbeit, und er war enttäuscht, daß daraus nichts geworden ist. Später, als das Buch erschienen war, und wir die deutsche Ausgabe von Kolakowskys Essays *Der Mensch ohne Alternative* in die Hand bekamen, hat er mir gesagt, so etwas hätte er sich vorgestellt.

JG: Wie kommt eigentlich jemand, der zwischen Leipzig und Güstrow pendelt, bei den damaligen Verkehrsverhältnissen, auch wenn er an den *Mutmassungen* arbeitet und also gezielt recherchiert, auch wenn er zweitens, dank dem Beruf seiner Mutter, Freifahrtscheine benutzt, die Gegen-

wart seines Romans aber viel weiter im Süden, in einem Eisenbahnknotenpunkt, spielen läßt; wie also kommt jemand auf diese tote Ecke, den Klützer Winkel, so dicht an der Grenze zu Westdeutschland, um dort sein Jerichow anzusiedeln. Das Gebiet ist sehr schwer zugänglich schon von Rostock aus, auch noch ab Wismar; von Güstrow aus aber hätte das damals eine Tagesreise bedeutet; man wäre aufgefallen.

Bierwisch: Ich weiß es nicht. Das ist eine Frage, die hätte man ihm selbst stellen müssen. Und er hätte womöglich gesagt, weil Cresspahl dort lebt.

JG: Hinterher war das ja ideal gelegen, weil erst die Engländer kommen und danach die Russen, und durch die Nachbarschaft war auch Cresspahls Verbindung zu Lübeck motiviert. Aber all das spielte in den *Mutmassungen* ja noch keine Rolle, es gibt auch keine Anzeichen dafür, daß er diesen Strang von vornherein weiterführen wollte.

Bierwisch: Hat er ja auch nicht. Jedenfalls nicht so bald. Aber er hat seine Personen immer präsent gehabt, er verfolgte ihr Leben, auch wenn sie nicht zum Arbeitsgegenstand gehörten. Nicht nur, daß die Niebuhrs und D.E. und Ingrid in den *Jahrestagen* wieder auftauchen. Er hat auch zwischendurch immer gewußt, wo und wie sie sich befanden. So hat er mir eines Tages unversehens Karschs Schwierigkeiten mit seiner Redaktion erläutert, und er hat mich mehrfach nach meinem Verhältnis zu Cresspahl befragt.

RG: Im Zusammenhang mit Johnsons Detailgenauigkeit möchte ich auf die *Zwei Ansichten* kommen. Wir haben uns letzts im Seminar damit beschäftigt. Vieles von diesen Verhältnissen ist für uns ja Vorgeschichte, aber mir schien es so – die andern wollten es nicht so ganz bestätigen – daß das Atmosphärische der Ostberliner Ansicht irgendwie nicht ganz stimmt. Hat er da Gewährsleute gehabt, oder haben Sie ihn beraten? Wie war das? Ein Beispiel: In Bezug auf das Krankenhaus in Buch – oder wo immer es gewesen sein mag – ist immer vom »Kombinat« die Rede. Oder ein anderes Beispiel: Daß die Mutter der Krankenschwester D. aus der Wohnung gesetzt wurde, weil anderthalb Zimmer für sie zu viel gewesen wären, war es nicht eher umgekehrt? Ist das authentisch?

Bierwisch: Atmosphärisches läßt sich nicht so leicht beweisen. Ich meine jedenfalls, daß die Ostberliner Ansicht in dieser Hinsicht stimmt. Ich

weiß nicht, in welche Richtung Ihre Zweifel gehen. Ich habe vorhin die desolate Stimmung nach dem Mauerbau anzudeuten versucht. Falls es das ist, das ist keinesfalls falsch gezeichnet. Darin konnte ich ihn übrigens nicht beraten, aber er brauchte das auch nicht: Er lebte ja in der Stadt und mit den Menschen, die den Osten kannten. Was aber Fakten und Details betrifft, so steht in seinen Büchern nichts, was nicht recherchiert ist. Die Beschreibung einer Uniform der Jahrhundertwende, die muß eben stimmen. Und wenn jemand aus der Wohnung gesetzt wird, dann ist das vorgekommen. Diese Art von Zuverlässigkeit gehörte zum handwerklichen Ehrgeiz, den er ganz ernst nahm. Autoren, die etwas schrieben, was sich bei genauerem Hinsehen als unzutreffend erwies, hat er verachtet. Da fiel vieles aus der DDR-Literatur für ihn einfach durch, weil das gepusht war. Ich kann Ihnen den Beispielfall für die Exmittierung aus der Wohnung nicht nennen, aber daß das nicht ungeschützt erfunden ist, steht außer Frage. Eingriffe in die Privatsphäre, in das Recht auf die Wohnung, gehörten damals durchaus zum Umgang der Staatsmacht mit ihren Bürgern. Und das Sachwissen über die Art, wie ein Krankenhaus geführt wurde, hat er sorgfältig zusammengetragen. Ich weiß in diesem Fall genau, von wem, nämlich von meiner damaligen Freundin, die Krankengymnastin war und in mehreren Berliner Krankenhäusern ein- und ausging. Da bekam man von ihm detaillierte Fragen und Bitten um Expertisen. Für den Flugplatz in Jerichow etwa, den die Nazis da angelegt haben, hat er sich von einem Offizier der Nato-Luftsicherungskräfte genau spezifizieren lassen, wie und wo so ein Flugplatz anzulegen gewesen wäre. Auch die mögliche Realität mußte faktisch korrekt sein. Selbstverständlich also die Kliniken in Berlin. Gewiß auch ein Titel von der Art das »Kombinat«. Aber da ist Vorsicht geboten. Er hat auch verfremdend-verdeutlichende Benennungen benutzt: Natürlich hat es den Titel »der Sachwalter« offiziell nicht gegeben, den hatten wir uns erfunden.

RG: Im *Dritten Buch über Achim* ist das ja Methode.

Bierwisch: Ja. Aber wo technische Ausdrücke als solche benutzt werden, da stimmen sie dann auch. Und der Fluchtverlauf ist bis ins Detail hinein authentisch. Man kann da gewissermaßen im Nachhinein nachlesen, wie die Fluchthelfer damals gearbeitet haben.

GH: Die Details gehen da ja auch ins Persönliche. Das bringt mich auf eine Frage zur Kommunikationsform, zum Umgang dieses Uwe Johnson

im Kreis seiner Freunde oder zumindest guten Bekannten, mit denen er zusammen war. Wenn man den Auslegern von Johnsons Werken glauben darf und einigen Aussagen seiner Freunde, dann hat Johnson – ich sage das jetzt einmal provokativ – Situationen der Intimität ausgebeutet für seine Literatur. Situationen der Intimität auszubeuten, ist aber ein Widerspruch.

Bierwisch: Auf diesem Widerspruch beruht aber in einem nicht-trivialen Sinn alle ernstzunehmende Literatur. Es geht ja um die Objektivierung, die Gestalt wirklicher Erfahrung. Alle glaubwürdigen Autoren sind darauf angewiesen. Allerdings: Ausbeutung ist dafür die denkbar schlechteste Bezeichnung.

GH: Wie auch immer – wie fühlt man sich da, als Stoff für literarische Anlässe? Ich kann mir nicht vorstellen, mit so jemandem befreundet zu sein.

Bierwisch: Hier sind wir, glaube ich, bei einem gravierenden Mißverständnis. Mit dem nicht-trivialen Sinn, in dem persönliche Erfahrung in objektiver Gestalt auftaucht, wollte ich zunächst einmal den Bereich der ›Schlüsselromane‹ ausschließen, die Art von Literatur, bei der es um die Identifizierung der Vorbilder geht, bis hin zu Rechtsstreitigkeiten, wie etwa im Fall des *Mephisto* von Klaus Mann. Auch das ist übrigens vielfach eine Sache der Interpreten, nicht der Autoren. Diese Art von Entschlüsselung oder Enthüllung betrifft gerade nicht die faszinierende Spannung, die ich mit dem nicht-trivialen Widerspruch gemeint habe.

GH: Bei Johnson ist aber doch vieles sehr wiedererkennbar gewesen für die betroffenen Personen.

Bierwisch: Wenn ich das bestätige, muß ich mich gleichzeitig gegen die Fehldeutung wehren, die damit vielfach verbunden ist. Ich erinnere an Johnsons etwas süffisante Erwiderung in den *Begleitumständen* auf die Identifizierung von Achim mit Gustav Adolf Schur. Achim ist eben nicht Täve Schur, wie ja leicht zu zeigen ist. Übrigens ginge es dabei nicht einmal um die Ausbeutung von Intimität. Johnson hat Gustav Adolf Schur nie getroffen. Aber das ist auch nicht der Kern der Sache. Der Versuch, bestimmte Personen für literarische Figuren, ihre Bewandnisse für erzählte Zusammenhänge haftbar zu machen, geht grundsätzlich in die falsche Richtung. Interpretatoren unterliegen dieser Versuchung nur zu gerne. Ich glaube kaum, daß Johnsons Freunde dafür in Anspruch

genommen werden können. Ich wäre jedenfalls gründlich mißverstanden, wenn das, was ich hier oder anderswo gesagt habe, so verstanden würde. Natürlich gibt es zahlreiche Details, Elemente von Figuren oder Ereignisse, die ich genau lokalisieren kann. Der Laden in der Hainstraße, wo Karsch seine Schreibmaschine gekauft hat, den habe ich gekannt. Die Szene, in der Jakob und Cresspahl einen Pflaumenbaum absägen, habe ich mit ihrem ›Vorbild‹ in Beziehung gesetzt,⁷ und die Umstände der Flucht der Krankenschwester D. sind, wie schon gesagt, realer Erfahrung entnommen. Beispiele dieser Art lassen sich, naturgemäß, beliebig vermehren. Interessant ist daran, wie Strukturen der Erfahrung in literarische Gestalt verwandelt werden, aber nicht die Enthüllung von Privatem. Wer Johnson, oder auch Frisch oder wen auch immer aus der Schlüssellochperspektive liest, hat ihn gründlich verfehlt. Auch wenn diese Perspektive sich gelehrt und professionell gibt. Übrigens gilt das keineswegs für alle Analysen zum Werk Johnsons. Eberhard Fahlke hat sehr überzeugende Beispiele dafür gegeben, wie die literarische Gestaltung aus dem Vergleich mit ihrem Anlaß transparent gemacht werden kann. Das entspricht dem Sinn des Textes, bereichert die Perspektive.

Andererseits gilt freilich auch: Wer das Auftauchen von Requisiten, von Details, von Erfahrungen in der Literatur nicht ertragen kann, der darf mit Literaten nicht umgehen. Aber das ist in Wahrheit nicht das Problem. Das ist eine ganz normale Frage des Takts. Enzensberger hat zum Beispiel ein Gedicht gemacht, *Falsch angefangen*, das handelt von Fehlerlinguistik, ein Thema, mit dem ich mich beschäftigt habe. Der Text führt meine damalige Dienstadresse auf. Das ist eine sachliche Chiffre, die dem Charakter des Textes entspricht. Da ist keine Spur von Indiskretion.

RG: Sie haben eben Max Frisch erwähnt. Im Vergleich zu Max Frisch scheint mir Johnson doch eher zurückhaltend. Er hat sich ja immer gegen die Meinung gewehrt, es handle sich um Ableitungen aus dem persönlichen Leben; das würde die Mühe, die ihn das gekostet hat, unterschätzen. Und so weit wie Frisch, der in *Montauk* ja sehr freimütig und schonungslos über sein Verhältnis zu Frauen berichtet, ist Johnson doch nie gegangen. Man muß sich nur die *Reise nach Klagenfurt* ansehen. Im Vergleich zu *Montauk* findet sich da eine viel größere Zurückhaltung, auch in intimen Details.

7 Bierwisch, Manfred: Uwe Johnson und Leipzig. Ausschnitte einer Beziehung, in: »Wo ich her bin ...« (Anm. 4), S. 92-98.

Bierwisch: Es wäre trostlos, wenn es nur eine Art von Literatur gäbe. Aber auch wenn Frisch persönliche Erfahrung auf andere Weise literarisch gestaltet, es ist dennoch falsch, das nicht als vermittelt zu verstehen, den Aufschluß über die Privatperson als den Sinn des Textes zu nehmen. Erfahrungen in Formen, in Textgestalten zu objektivieren, das ist der Sinn der Literatur. Nur aus dieser Perspektive sind Details, auch persönliche, von Belang. Dafür aber sind sie unerläßlich.

JG: Solche Details, die Orte, auch die Vorgänge, kann man eruieren, aber, wie gesagt, eben nicht die Personen. Johnson liefert in dem Porträt-Text übrigens auch ein Gegenbeispiel, ein persönliches Detail, das er nicht benutzt hat. Ich meine die schöne, in sich geschlossene anekdotische Erzählung, wie jemand erfährt, daß er ausgegrenzt ist, einfach weil er den Gruß der Nationalsozialisten als die für ihn geläufige Grußformel nicht drauf hat. Die Episode taucht aber nirgendwo auf, in keinem seiner Bücher.

Bierwisch: Außer eben in diesem Porträt, das für ihn ja ein Text war, und zwar als Montage aus einem Brief von mir, aber in englischer Übersetzung. Da haben Sie alles beisammen. Dieses Porträt belegt den gemeinten Punkt aber noch in einer ganz anderen Weise. Hier ging es ja um eine wirkliche Person, nicht um eine erfundene Gestalt, also mußten die Details, wenn sie denn vorkamen, authentisch sein. Da war es ein Grad von Freundlichkeit, der in seinen Augen beinahe über die Grenze des vertretbaren Kompromisses hinausgehen mußte, wenn er wesentliche Teile meiner Biographie einfach unerwähnt ließ. Er wußte ja, daß ich verurteilt worden war, daß die Loyalität, die er mir, nicht ohne Mißbilligung, nachgesagt hat, höchst fragwürdig war, daß ich in allen möglichen Schwierigkeiten gesteckt hatte. Das hat unser Verhältnis von Beginn an und über alle Entwicklungen hin bestimmt. Ein Bild ohne all das war eine Konzession an die Umstände, die die Frage der ›Ausbeutung‹ fast zum umgekehrten Problem macht. Er hat sich, wegen der Konsequenzen, so wie er sie sah, eine Art von Zurückhaltung auferlegt, die ihm eigentlich nicht zur Verfügung stand.

RG: Hat er mit Ihnen darüber gesprochen, haben Sie den Text nach der Entstehung zu sehen bekommen, oder haben Sie ihn zum ersten Mal in dem Fahlke-Bändchen gelesen? Die *Boundaries* haben ihn ja damals abgelehnt.

Bierwisch: Nein, gesprochen hat er mit mir nicht darüber, das lag in der Natur der Sache, es sollte ja ein Festschriftbeitrag werden, über den man vorher nichts erfährt. Die Herausgeber bekamen aber dann doch Bedenken, sie ließen mir den Text zukommen und fragten mich nach meiner Meinung. Das weitere ist eine schwierige Geschichte, eine politische Geschichte, die ich an anderer Stelle erzählt habe und hier nicht wiederholen will.⁸

Ich war damals, 1980, der Meinung, daß ein Beitrag von Johnson in einer Festschrift, die ich ohnehin als möglichen Konfliktfall ansehen mußte – sie erschien ja ausdrücklich ohne amtliche Billigung in einem niederländischen Verlag – daß mich dieser Beitrag wieder in die Schwierigkeiten stürzen würde, denen ich gerade halbwegs entkommen war. Für Johnson war meine Folgerung daraus ein Verrat. Was das für ihn hieß, haben auch andere erfahren müssen. Es ändert an der Sache nichts, daß meine Vermutung vielleicht, wahrscheinlich sogar, falsch war. Es gehörte zu dem noch sehr unerschütterlich wirkenden Herrschaftssystem, daß es nicht kalkulierbar war. Das widersinnige Ergebnis war, daß die hochgestimmte Beschreibung einer fünfundzwanzigjährigen Freundschaft – und das war mehr als sein halbes Leben – der Anlaß für ihr ebenso zwanghaftes wie vermeidbares Ende geworden ist. Er hat dieses Ende im letzten Band der Jahrestage besiegelt in einer Form, die wahrscheinlich aus mehr als einem Grund schwer verständlich ist. Dies und der Tod haben den Bruch unumkehrbar gemacht.

JG: Sie haben ihn nach dem Zerwürfnis nicht mehr gesehen?

Bierwisch: 1982 kam er zur Beerdigung meiner Mutter nach Leipzig. Ich hatte ihm ein Telegramm nach Sheerness geschickt, das hatte er sich ausbedungen: er hatte ein sehr persönliches Verhältnis zu meiner Mutter. Er stand vor dem Friedhof in seiner schwarzen Jacke, verschlossen, abweisend. Da war keine Verständigung absehbar. Die Zwänge der verkehrten Verhältnisse hatten sich zwischen uns verselbständigt. Ich würde gerne denken, daß ihr Ende auch dieses Unglück hätte hinfällig werden lassen können. Aber das ist ein müßiger Gedanke ohne realen Bezug. Es waren 25 Jahre. Punkt.

⁸ Bierwisch, Erinnerungen (Anm. 4). Vgl. auch Fahlke, Eberhard: »Wenn man einem Freund eine Festschrift macht ...«. Zum Festschriftenbeitrag Uwe Johnsons, in: »Wo ich her bin ...« (Anm. 4), S. 68–79.